

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1927**

21 (26.1.1927) Die Mußestunde



Nachdem so die Beglaubigten ihre Herren bekriegt, stand die Beglaubigung zwischen zwei Fronten: die Schweizer vor sich und die Bauern in ihrem Rücken. Sie haben es ohne Zweifel der damaligen Kriegsführung zu verdanken, daß sie dabei nicht in den Boden der Gewässer wurden. Enttäuscht dadurch, nicht den geringsten Erfolg gegen die Schweizer zu erzielen und besorgt um ihren Grund und Boden, beschloßen sie einen Brief an den Cardinal-Bischof Peter von Augsburg zu senden um Hilfe. Das Schreiben trägt das Datum vom 16. Oktober 1460. Wohlwollend erwählten sie in diesem Schreiben den Namen des Herzogs Sigmund, in dessen Namen sie hielten, überhanen nicht, denn der Cardinal-Bischof hatte schon seit 17. August 1460 die Aufforderung des Papstes in Händen, den gegen Herzog Sigmund ausgesprochenen Bannstich, so weit es an ihm läge, zu vollziehen. Umso heftiger aber haben die Ritter um den Schutz des Cardinal-Bischofs, der ein hervorragender Kirchenfürst seiner Zeit war, indem sie die Gefahren ausübten, die aus dem Aufstande der Bauern drohten. Unter anderem schrieben sie, nachdem sie einige Schilderungen des Aufstandes gegeben hatten: „soll das über handt gewinnen, so ist zu besorgen, daß wir und ander die untern gedungen werden, dar durch allen bewilligen fürten, herrn, rittern und knechten, aller erbartait und der gemainen cristenheit nnderdrückung (es war dies ein in der damaligen Zeit beliebter Vergleich) und vertreiben werdt enken.“ (entkennen).

Inzwischen ging der Eidgenössische Krieg zu Ende, so daß die eidgenössische Hilfe wahrscheinlich nicht mehr nötig war. Für Herzog Sigmund war auch ein nachteiliger Friede immer noch schmerzlicher, denn die päpstlichen Abteien im Bogen war der Friede umso willkommen, als sie sich nun mit ihren Kriegeserben ohne Bezug nach ihren Besitzungen wenden konnten. Welches nun die Folgen für die Buntschubauern waren, ist nicht bekannt. Sicher aber ist anzunehmen, daß die Ritter wieder leicht die Herrschaft hatten und mit schweren Strofen an Leib und Leben die Aufrihrer gequält hatten. Wenn aus der ersterwähnten Chronikstelle hervorgeht, daß die Bauern zum „fensib“ einen Buntschub aufzogen hatten, so berichtet aber der Brief der Ritter an den Bischof anders. In diesem Brief, den Dr. Th. v. Kern im Jahre 1869 erstmals in einer Broschüre, die nicht in den Buchhandel kam, veröffentlichte, heißt es: „eifrig unter bauern von den dörffern sindt von freyen willen gen schaffhausen aangen und haben in der stat ein kennein auf gesezt, dar innen ist genolt ein rrlug und ein punktschub“ usw. — Wahrscheinlich widerspricht dieser Brief das aufgeworfene Fabelnarr, als die vorerwähnte Chronik, weshalb nicht die Herrschaft sein. Nicht immer hat man aber für sein gutes Geld auch noch ein gewisses entprechendes Wert in Waren wie nachfolgende Geschichte beweist. Drei Männer sieben einen schweren, mit einem Tuch bedeckten, großen vierradrigen Handwagen. Sie halten an, amey dorn entfernen sich, ein Pfeifer von rechts, ein Pfeifer von links, das Tuch wird abgenommen und den erlauteten Bildern der Postanten zeigen sich einige hundert Pfaffen der verschiedensten Parfüme und Haarwasser. Der Camelot beginnt seine kurze Ansprache: „Meine geehrten Herrschaften! Durch den Brand eines der größten Parfümgeschäfte bin ich durch unglücklichen Einkauf in der Lage, Ihnen um die Hälfte des Einkaufspreises meine Ware anzubieten. Ich verzichtete mich, Ihnen jede Menge zu bieten, um Sie zu überzeugen, daß das Parfüm durch die Hitze absolut nichts von seinem Wohlgeruch eingebüßt hat. Von fünfzig Centimes bis zu drei Francs, bitte befehlen Sie sich, Sie wissen, daß man keinen Augenblick vor einem Schuttmann sicher ist.“

Jögern lassen sich zwei Schülerinnen eine Flasche öffnen, riechen hinein und laufen, andere folgen, zuletzt wird fast der Wagen gestürzt. Hochbeglückt kehren die Leute heim und konstatieren später, daß sie — — — — — lares oder gefärbtes Wasserleitungsrohr gekauft haben, und daß nur der Kopf nach Parfüm riecht. — — — — — Am den Unternehmungsgeist der Camelots richtig zu beleuchten, muß ich noch auf ein tragisches Ereignis zurückgreifen. Es war zu jener Zeit, als ein Flugzeug noch eine Sensation war, und nun kam ein französischer Graf von V. . . und brachte eine Fallschirmabprangerin mit. Die Zeitungen brachten in langen Artikeln, am Abend des ersten Korvetkaufstages waren alle Eintrittskarten vergriffen. An eben diesem Abend, nachdem ich noch eine Karte erobert hatte, sah ich in einem Café das Gespräch behandeln natürlich das halbe Flugzeug und ich erklärte, daß sämtliche Plätze bereits ausverkauft seien. „Wie überall“, sagte kurz der neben mir sitzende Herr. Im weiteren Verlaufe des Gesprächs erfuhr ich, daß die Herren Camelots waren, die auf dem Flughafen Karten mit dem Bilde des Piloten, der Fallschirmabprangerin, oder des Flugzeuges verkauften und bei keinem Kaufstücken. Manches anderes, interessantes wurde erzählt, daß die Dame die Tochter eines französischen Bahnwärters und die Wittwe des Grafen sei, aber am meisten wunderte ich mich, als der eine Herr erklärte, sie hätten schon Karten herstellen lassen, die den Absturz der Mademoiselle X., der doch einen oder den anderen Tag einmal erfolgen müsse, darstellten.

Zwei Flutane waren für Willkür angelegt, der erste verlief ganz programmäßig. Der Herr Graf machte einige Flüge allein, dann wurde Mademoiselle X. . . die den zusammengefallenen Schirm auf dem Rücken trug, mittelst Greifer, die vom Flugzeug aus automatisch geöffnet werden konnten, unter dem Flugzeug befestigt. In 800 Meter Höhe sah man plötzlich einen schwarzen abfallenden Körper, einige bange Sekunden

### Der Camelot

von Karl Wolf Brechtel

Wer Paris und Brüssel besucht hat, kennt auch Camelot, diesen lustigen fliegenden, fliegenden Strahlenhändler, der weder Standgeld, Einkommen, noch Umsatzsteuer bezahlt. Seine Ware trägt er in einem kleinen Kofferchen mit sich, seinen Standplatz sucht er sich in einer verkehrsreichen Straße in der gerade kein Schutzmann zu sehen ist.

Der Platz wird durch zwei Helfer gegen Ueberfall geschützt, die sich in einiger Entfernung aufstellen und das Toben eines Gefechteswärters rechtzeitig signalisieren. Nun beginnt die Arbeit des Camelots. Er zieht ein Stück Kreide aus der Tasche

und malt auf den Gehweg allerlei labalistische Zeichen, oder wenn er gut zeichnen kann den Kopf Leopolds I. oder den eines der führenden Staatsmänner. Mehr und immer mehr Neugierige sammeln sich an. Wenn man aber glaubt, jetzt preist er seine Ware an, dann ist man im Irrtum. Er hält fest einen mit viel Humor gewürzten Vortrag über die Tüde des Obieles, der öfters zehn Minuten bis eine Viertelstunde dauert. Das Publikum amüsiert sich, macht Einwürfe, die er stets schlagfertig erwidert, er hat es jetzt in seinem Bann wie der indische Fakir seine Zuschauer, dann erst öffnet er sein Kofferchen und der neue patentierte Krugentopf, dessen Spitze zum Aufhängen ist, erscheint.

Fünfzig Hände strecken sich dem Camelot entgegen, jeder will zuerst bedient sein, man erinnert sich der verlorenen Zeit, fieberhaft arbeitet der Mann, denn schon hört er einen leisen Trillerpfeif: Gefahr im Anzuge. Die ganze Kundenschaft ist beinahe bedient, da pfeift es schrill, er klappt das Kofferchen zu und eilt, um in einer anderen Straße das gleiche Spiel zu beginnen; der herbeieilende Schutzmann sieht nur noch hämisch schmunzelnde Gesichter.

Ein Nachkomme der alten Barden scheint der Camelot zu sein, der die neuesten Chonions und Schläger vertreibt. Auf einem freien Platz sieht man eine Menschenansammlung, Mandolinen- und Gitarrenakkorde erklingen. Man nähert sich, taucht für 10 Centimes einen Text, die Camelots singen einen Vers vor, bei der Wiederholung fällt der Massenchor zur Belustigung der Vorübergehenden hell und kräftig ein, bis ein sich gemächlich näherer Schutzmann auch diese schmerzliche Versammlung auflöst.

Diese zwei Vertreter der ehrjemenen Kunst der Camelots gehören zu den Schiffschiffen; das leichtlebige Volk bezahlt ihnen, obgleich wissend, daß man die Waren im Geschäft um zehn, fünfzehn auch zwanzig Centimes billiger kauft, den geforderten Preis, man hat sich eine Viertelstunde gut unterhalten, man hat gelacht, und das muß auch bezahlt sein. Nicht immer hat man aber für sein gutes Geld auch noch ein gewisses entprechendes Wert in Waren wie nachfolgende Geschichte beweist. Drei Männer sieben einen schweren, mit einem Tuch bedeckten, großen vierradrigen Handwagen. Sie halten an, amey dorn entfernen sich, ein Pfeifer von rechts, ein Pfeifer von links, das Tuch wird abgenommen und den erlauteten Bildern der Postanten zeigen sich einige hundert Pfaffen der verschiedensten Parfüme und Haarwasser. Der Camelot beginnt seine kurze Ansprache: „Meine geehrten Herrschaften! Durch den Brand eines der größten Parfümgeschäfte bin ich durch unglücklichen Einkauf in der Lage, Ihnen um die Hälfte des Einkaufspreises meine Ware anzubieten. Ich verzichtete mich, Ihnen jede Menge zu bieten, um Sie zu überzeugen, daß das Parfüm durch die Hitze absolut nichts von seinem Wohlgeruch eingebüßt hat. Von fünfzig Centimes bis zu drei Francs, bitte befehlen Sie sich, Sie wissen, daß man keinen Augenblick vor einem Schuttmann sicher ist.“

Jögern lassen sich zwei Schülerinnen eine Flasche öffnen, riechen hinein und laufen, andere folgen, zuletzt wird fast der Wagen gestürzt. Hochbeglückt kehren die Leute heim und konstatieren später, daß sie — — — — — lares oder gefärbtes Wasserleitungsrohr gekauft haben, und daß nur der Kopf nach Parfüm riecht. — — — — — Am den Unternehmungsgeist der Camelots richtig zu beleuchten, muß ich noch auf ein tragisches Ereignis zurückgreifen. Es war zu jener Zeit, als ein Flugzeug noch eine Sensation war, und nun kam ein französischer Graf von V. . . und brachte eine Fallschirmabprangerin mit. Die Zeitungen brachten in langen Artikeln, am Abend des ersten Korvetkaufstages waren alle Eintrittskarten vergriffen. An eben diesem Abend, nachdem ich noch eine Karte erobert hatte, sah ich in einem Café das Gespräch behandeln natürlich das halbe Flugzeug und ich erklärte, daß sämtliche Plätze bereits ausverkauft seien.

Wie überall“, sagte kurz der neben mir sitzende Herr. Im weiteren Verlaufe des Gesprächs erfuhr ich, daß die Herren Camelots waren, die auf dem Flughafen Karten mit dem Bilde des Piloten, der Fallschirmabprangerin, oder des Flugzeuges verkauften und bei keinem Kaufstücken. Manches andere, interessantes wurde erzählt, daß die Dame die Tochter eines französischen Bahnwärters und die Wittwe des Grafen sei, aber am meisten wunderte ich mich, als der eine Herr erklärte, sie hätten schon Karten herstellen lassen, die den Absturz der Mademoiselle X., der doch einen oder den anderen Tag einmal erfolgen müsse, darstellten.

Zwei Flutane waren für Willkür angelegt, der erste verlief ganz programmäßig. Der Herr Graf machte einige Flüge allein, dann wurde Mademoiselle X. . . die den zusammengefallenen Schirm auf dem Rücken trug, mittelst Greifer, die vom Flugzeug aus automatisch geöffnet werden konnten, unter dem Flugzeug befestigt. In 800 Meter Höhe sah man plötzlich einen schwarzen abfallenden Körper, einige bange Sekunden

und unter dem hörbaren Aufseusen der Zuschauer entlastete sich der Schirm und die süße junge Dame kam langsam herabgedrückt. Der Schirm verding sich noch an der Leitung der Straßenbahn, konnte aber leicht gelöst werden.

Der zweite Tag glückte beim Beginn dem ersten, nur daß der Herr Graf noch einige (wie man es damals noch nannte) Kunstflüge machte, z. B. eine 8. starke Kurven, enge Kreise, festes Abgeben usw. Wieder flog das Flugzeug mit der darunter hängenden Schirm, 100 Meter, heute noch sehe ich den herabfallenden Schirm und nicht weit von meinem Platze schlug der Körper in weiche Ackererde. Ich eilte auch hinaus, eben so kam man den Körper aus dem Lode, das er in den Boden geschlagen hatte, die Beine waren zerpfiffert und in den Unterleib hineingezogen, das kleine hübsche Mündchen war wie zum Weinen verzogen, nur in den noch nicht gebrochenen Augen stand das starre Entsetzen.

Fünfzig Minuten nach diesem schrecklichen Erleben gestiegen die ersten Tumult überdiesigen Stimmen der Camelots: „Der Todessturz der Mademoiselle X. die Karte 50 Centimes“, und das Publikum lautete, tauchte.

Die vier Camelots hatten ihren großen Schlag gemacht und nach vier Wochen über 500 000 Francs verdient.

### Mein Volkart

Von Fritz Müller, Chemnitz

Als das dritte Jahrzehnt meines Lebens zu Ende ging, spielte ich im öffentlichen Leben eine gewisse Rolle. Fast jeden Abend hielt ich einen Vortrag; und zwar fast jedesmal wanders und über einen anderen Gegenstand. Darwischen hinein hielt ich Vorträge an der Volkshochschule und war außerdem noch „Eindringler“.

Wenn ich heute in den Schreibräumen meiner Jahre blättere, so staune ich stets, daß ich damals so viel abgeben konnte, Zeit und Kraft hatte ich deshalb, weil ich Junggeselle war. Die erforderliche Würde oder Verlieb mit dem Volkart, den ich mir hatte stehen lassen, als in einer Versammlung jemand von mir als von einem jungen Manne sprach, war in solchen Fragen noch gar nicht mitreden dürfe.

In den ersten Tagen sah mein Gesicht furchtbar wild aus. Die Stoppeln wuchsen aber ziemlich schnell, so daß ich nach einigen Monaten einen Jagen. 1848er Demokratentag besaß.

Nun sagte niemand mehr zu mir: „Dieser junge Mann!“ Denn meinen Aussehen nach konnte ich mein eigener Vater sein. Traten mir in Versammlungen junge Leute entgegen, so strich ich meinen Bart und gab ihnen, als verlässlicher Freund mit ihrer Jugend und Invertablenheit, Witze über den Rat, erst einmal ein paar Jahre älter zu werden und sich dann wieder zu der Sache zu äußern. Solche Wendungen hatten stets Erfolg.

Auch andere Vorteile brachte mir der Volkart. Da fuhr ich einmal im überfüllten Zug heim. Auf einer Haltestelle lag ein junges, nettes Mädchen und fand zwischen den Knien meiner Wenigkeit und einer mir gegenüberstehenden Frau einen Sitzplatz. Ich bot dem Mädchen meinen Sitzplatz an, bekam aber mit den Worten einen Korb: „Ich danke! Ich bin noch jung und kann stehen!“ Bald danach aber kam eine Kurve. Es gab einen Rud und das Mädchen lag auf meinem Platz, ohne daß ich ihr vorher geräumt hätte. Es stand auf. Ein neuer und kräftiger Rud ließ es aber wieder auf meinem Schöße Platz nehmen.

Das Mädchen entschuldigte sich. Ich sagte: „Reichen Sie doch gleich hier!“ — „Das geht aber doch nicht!“ war die Antwort. Ich fragte das Mädchen wie alt es wäre. Es sagte: „Nächsten Monat werde ich neunzehn!“ Da entgegnete ich: „Ich habe Tochter, die noch älter sind als Sie!“ — „Dann ist es allerdings etwas anderes!“ meinte da die mich „Besitzende“ und bedeckte unsern gemeinsamen Sitzplatz bei, bis sie zu meinem Leidwesen aufstehen mußte.

Ein Zeitgenosse hat mich um mein Bild und um meine „Personalien“. Ich schickte ihm die neueste Aufnahme neben einem kurzen Lebenslauf. Das Bild war vorzüglich geraten. In dem Text aber hatte man mich 20 Jahre älter gemacht.

Daß ich mit dem Volkart bedeutend älter ausjah, war der Hauptgrund dafür, daß meine Mutter an dem schönen Barie auch nicht ein gutes Haar ließ. Bei jeder Gelegenheit machte sie boshafte Bemerkungen; und alle Bekannte überredete sie, sie sollten mich doch veranlassen, mir den Bart wieder abnehmen zu lassen.

Auch ohne diese Beeinflussung hätten mich die Freunde und Bekannte wegen des Bartes verurteilt. Sie nannten die Fiedre meines Gesichtes einen Häuber, Vater John, Tirdis- und Zionsbart, einen Fuchsbart, ein Dornastrüpp u. a. m. Ein Freund drohte, er wolle mir heimlich ein paar Fiskläufe in den Bart legen. — In einem Ausbruch, dem ich als Stadterordneter, anebörte, hatten die Mitglieder — und zwar

die Angehörigen sämtlicher Parteien! — geschmeilt, daß mich das Abnehmen des Bartes nichts kosten sollte. Als ich den Spendenring sagte, sie sollten sich meinemgen nicht rauben, wurde mir entgegnet, das sei weniger in meinem, sondern im Interesse des Ausschusses geschieden, der an Ansehen ganz entsetzlich gewinnt, wenn alle Mitglieder wie Kulturwejen ausseheln!

Grabe fand mein Volkart allein vor den Augen eines sehr diplomatisch veranlagten älteren Herrn, der zu mir sagte: „Sie haben sich sehr zu Ihrem Vorteil verhalten!“ Da er aber dieselben Worte gesagt hatte, als ich mir einen Spitzbart hatte stehen lassen, als ich ihn hatte abnehmen lassen, als ich mir sogenannte Koteletten zugeleitet und als ich sie wieder entfernt hatte, so konnte ich nicht recht glauben, daß ich mich in den Augen dieses Herrn wirklich zu meinem Vorteil verändert hatte.

Nun hatte ich damals eine gute Freundin. Da ich stark beschäftigt war, traf ich nur ab und zu mit ihr zusammen. Das war im Theater. Sie war in derselben Stammsreihe wie ich. Die Freundin hatte eine jüngere Schwester, die ein junger Mann verheiratet. Dieser junge Mann hatte mich einmal mit seiner aufrichtigen Schwägerin zusammen gesehen und seine Anwesenheit gefordert, was der Herr gemeldet sei. Er mußte mich beschreiben. Ob nun die Kleine wirklich von den Bekanntheiten der Großen nichts wußte oder ob sie ihrem Verehrer einen Bären aufbinden wollte, weiß ich nicht. Sie sagte, der Beschreibung nach könne der Herr nur ihr Vater gewesen sein.

In einer der nächsten Vorstellungen stellte der junge Mann sich mir vor. Er erzählte mir, wie er meine Tochter kennen gelernt habe, und fragte mich, ob ich es schaffen wollte, daß er in meiner Familie aus und ein gehe, u. a. m. Ich ließ ihn reden, und bis ich dabei einmal tröstlich auf die Zunge, daß ich nicht herausplakete. Als der junge Mann nichts mehr zu sagen wußte, legte ich los. Ich hielt ihm seine Jugend vor, riet ihm, erst einmal seine zweite Prüfung abzulegen und sich tieber um eine sichere Stellung zu kümmern, statt erbaren Mädchen den Kopf zu verbrennen. Das Kinselschreiben machte der Unterhaltung ein Ende.

Was die wohlgemeinten Ratschläge meiner Bekannten, was die boshaften Bemerkungen von allerbard Spöttern nicht vermocht hatten, das erreichte diese Verwechslung: am nächsten Tage ließ ich mir meinen Volkart abnehmen.

Der erste, der mir in den Weg fiel, war jener diplomatisch veranlagte Herr. Ich grüßte ihn. Er sah mich erst verwundert an. Dann sagte er: „Ach, Sie sind's, Herr Müller! Reine habe ich Sie nicht wieder erkannt. Sie haben sich sehr zu Ihrem Vorteil verändert!“

### Aus Welt und Wissen

Photographie aus 350 km Entfernung. Der amerikanische Heeresfliegerdienst beschäftigt sich seit geraumer Zeit mit der Vervollkommnung der Fernphotographie. Nachdem nunmehr mehrere Versuche aus kürzeren Entfernungen gelungen sind, soll jetzt die nordamerikanische Stadt Detroit aus einer Entfernung von rund 350 Kilometer aufgenommen werden. Detroit wurde gewählt, weil die Stadt wegen ihrer vielen hohen, weißen Gebäude ein ausgezeichnetes Objekt darstellt. Die Aufnahmen werden aus einem Flugzeug gemacht, das sich dabei in Höhen von ungefähr 10 000 Metern halten muß. Das Objekt des Apparates hat den gemaltigen Durchmesser von 225 Millimeter. Ein besonderer Filter, über dessen Konstruktion nichts mitgeteilt ist, soll die Fixierung des Objektes auf der Platte durch die Dunkelkammer über der Erde hindurch ermöglichen. Die Platten haben eine Größe von 228,5 x 228,5 Millimeter. Die Dunkelkammer des photographischen Apparates soll wegen der niedrigen Temperatur in den notwendigen Aufnahmehöhen sowohl elektrisch wie durch die Abgabe des Flugmotors abgekühlt werden. Die Anordnung des Aufnahmeapparates ermöglicht es dem Flugzeugführer, von seinem üblichen Sitze zu photographieren. Ueber den Verlauf der interessanten Versuche ist bisher noch nichts bekannt geworden. Sie werden von dem bekannten amerikanischen Flieger Goddard durchgeführt.

Durch Schall leitbar? Nach einer Notiz in der Barometrischen Presse haben die amerikanischen Professoren Wood und Loomis von der Southwestern Universität Versuche über eine neue Methode der Fixierung angestellt. Es werden dabei mit Hilfe eines elektrischen Apparates Schallwellen von einer ungeheuer großen Schwingungszahl, 100 000 bis 400 000 Schwingungen in der Sekunde, erzeugt, die für menschliche Ohren nicht wahrnehmbar sind, da die menschliche Hörfähigkeit für Töne nicht über den Bereich von Wellen mit 20 000 bis 30 000 Schwingungen in der Sekunde hinausgeht. Werden solche Schwingungszahlen gegen die Oberfläche von Wasser gerichtet, so sterben die im Wasser lebenden Kleintiere,